Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 12

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und weil Rosemarie gar nicht schüchtern war, sondern ein Sausewind, der auch gleich ausführte, was er dachte, klingelte sie kurz entschlossen voll Kraft an der Vorsaaltür und wartete, wenn nun auch mit heimlich ein bißchen klopfendem Herzen, auf die Frau Professor.

Die Tür tat sich auf und das blasse, stille Gesicht der schwarzgekleideten Frau wurde sichtbar.

„Da", sagte Rosemarie und drückte ihr einfach ihren ganzen Blumensegen an die Brust, „wir waren im Walde, und es war so wunderschön dort, da wollte ich Ihnen einen Gruß bringen, daß Sie auch wissen, daß Sommer draußen ist!" Dabei lachten ihre blauen Augen so froh und warm in das Gesicht der ernsten Frau, daß dieser ganz seltsam ums Herz wurde. Und als das Kind nun auch noch nach ihrer Hand griff, diese küßte und im Davonrennen ihr noch zurief: „ich habe dich arg lieb!" da erhaschte Rosemarie gerade noch das Aufleuchten in den dunklen Sternen und das erste leise, ganz schwache Lächeln, das sich um die Lippen der ernsten Frau legte, und ihr Gesicht unsagbar verschönte.

„Die Frau Professor hat gelacht! Sie hat gelacht!" Ganz atemlos verkündete es Rosemarie oben der Mutter, die gar nicht wußte, was sie aus ihrem aufgeregten, glücklichen kleinen Mädel machen sollte. Aber Rosemarie war ja so stolz, daß es ihr gelungen war, die Frau Professor wieder zum Lachen zu bringen.

Und das Lächeln blieb lange auf dem Gesicht der Frau Professor schweben. Sie hatte der davonstürmenden kleinen Rosemarie sogar nachgewinkt, als diese, Kußhände zurückwerfend, die Treppe hinauf geeilt war, und stand dann noch lange in sich versunken am Treppenabsatz und barg ihr Gesicht in den blühenden Blumen, die ihr die Liebe eines Kindes geschenkt hatte.

Und seit diesem Ereignis kann die Frau Professor wieder lachen, der kleine Sausewind Rosemarie hat es sie wieder gelehrt. Nun wird sie es auch nicht wieder verlernen, denn das silberne Glöckchen ist ihr tief in die Seele gedrungen.

Das alte Herz.

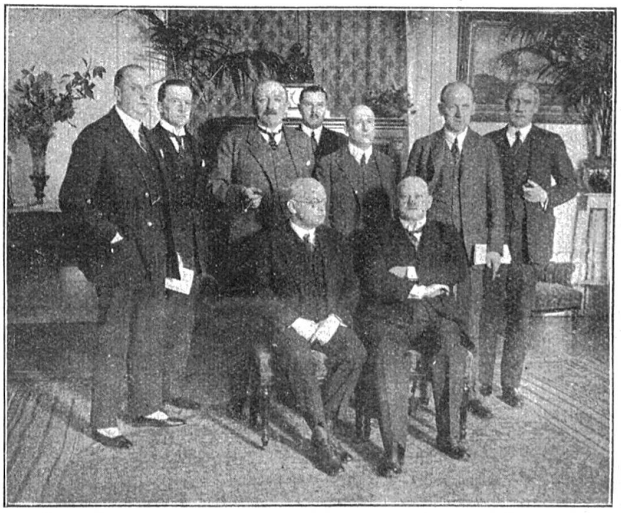
Von Konrad Erb.

Es schlug ein Herz so matt, so daseinsmüd':
Reiß aus, wirf fort mich abgenutztes Glied!
Geschleudert hab' ich stetsfort, Nacht wie Tag,
Den Purpurstrom des Blutes, Schlag um Schlag.
Ich hab' gehofft, gejauchzt und nie gewankt,
Ward jemals mir für treuen Dienst gedankt?
Ich habe heiß geliebt und ward getäuscht,
Vom Schicksal mir ein bischen Glück erheischt —
Statt frischen Brotes kant'ge Steine nur,
Es ritzten Weh und Leid sich scharfe Spur.
Ich hab' geweint, geblutet oft im stillen,
Mich aufgelehnet wider Gottes Willen,
Umsonst — nun ist die Purpurfarb' verbleicht,
Die Kraft gebrochen und der Will' erweicht.
Ich sehne mich nach köstlich-tiefer Ruh',
Nach Himmelsfrieden streb' ich immerzu.
— Du Närrchen, wozu sich mit Grillen plagen,
Statt würdevoll des Alters Last zu tragen?
Ein Rat: Geselle dich zur Jugend kühn,
Und frischer Lebensmut wird dir erblühn;
Mit Kindern lachen, tollen, jung sich fühlen
Wird Altersnot und Brsten weg dir spülen;
An heller Augen Glanz dich baß erfreun
Wird dir das Trägblut wunderbar erneun.

Aus der politischen Woche.

Die Krise in Genf.

Das große Publikum begreift nicht, was in Genf vorgeht. Da sah es die Delegationen aller Völkerbundsländer hoffnungsfroh anrücken, am zahlreichsten die Deutschen, die mit zwei feinen Salonwagen, mit eigenen Bureaumöbeln, mit eigenen flotten Autos und mit einem ganzen Heer von



Die Völkerbundstagung in Genf.
Die deutsche Delegation. Sitzend von links: Reichskanzler Dr. Luther und Dr. Stresemann. Stehend von links: Ministerialdirektor Dr. Kiep, Dr. v. Hoesch, Staatssekretär v. Schubert, der Generalsekretär der Delegation Gesandschaftsrat Redelhammer, Staatssekretär Kempner, Ministerialdirektor Dr. Gaus und Geheimrat v. Bülow.

Journalisten in Genf erschienen — und es war auf eine kurze festfrohe Tagung eingestellt, die in der feierlichen Aufnahme Deutschlands in die Völkerbundsfamilie gipfeln sollte. Statt dieses erhebenden Versöhnungsfestes spielt sich in diesen Tagen in der Völkerbundsstadt ein verbissenes Feilschen um Sitze ab, das an die schlimmsten Zeiten europäischer Politik erinnert. Ja, man spricht von einer Krise, die dem Völkerbundsgedanken tötlich nahe ans Herz greife und die nach dem Ausdruck einer italienischen Zeitung den neuen Krieg vorbereiten müßte, wenn dieser bei der gegenwärtigen Kriegsmüdigkeit der Völker überhaupt möglich wäre. Und das Merkwürdige an der ganzen verzweifelnd ernsten Situation ist, daß sie als von niemandem gewollt erscheint, und daß ihr ausgesprochene Friedensmänner wie Briand, Chamberlain, Dr. Luther und Benesch anscheinend ratlos gegenüber stehen.

Wie ist es zu dieser Krise gekommen? Polen, Spanien und Brasilien behaupten, ein durch frühere Versprechen verbürgtes Anrecht auf einen ständigen Sitz im Völkerbundsrat zu haben. Diese Versprechungen wurden ganz offenbar gemacht; sie werden auch nicht in Frage gestellt. Fatal ist bloß, daß man Deutschland darüber nicht aufgeklärt hat, so daß jetzt die deutschen Delegierten vor einer unerwartet neuen, von ihnen nicht gewünschten Situation stehen. Dr. Luther und Dr. Stresemann sind zweifellos formell in ihrem Recht, wenn sie es ablehnen, sich über die Frage der Ratserweiterung zu äußern, bevor sie in den Völkerbund mit Sitz und Stimme im Rat aufgenommen worden sind. Und nun fordert man vorgängig dieser Aufnahme die deutsche Zustimmung zu der Erweiterung durch Aufnahme der drei Anwärter; wenn nicht, so droht Brasilien — das sich zuletzt durch seine intransigente Haltung hervortat — mit seinem Veto gegen die deutsche Aufnahme, die bekanntlich einstimmig beschlossen werden muß.

Nach Briands Rückkehr aus Paris wurden die Verhandlungen unter den verschiedenen Mächtegruppen mit Intensität geführt. Gegen Ende der Woche war man so weit, daß Spanien auf die sofortige Aufnahme in den Völkerbundsrat verzichtete; auch Polen zeigte sich versöhnlich. So kam man zu folgender Einigungsformel:

1. Deutschland erhält den versprochenen Ratssitz.
2. Die Behandlung der übrigen Ansprüche wird auf

eine Septembertagung verschoben und inzwischen einer Kommission zum Studium zugewiesen.

3. Polen erhält sofort einen nichtständigen Ratssitz. Schweden hatte nämlich durchblicken lassen, daß es einer solchen Lösung zuliebe sein Mandat zur Verfügung stellen würde. In gleichem Sinne hatte Benesch den nichtständigen Sitz der Tschechoslowakei angeboten, und Nintschitsch soll für Jugoslawien ähnlich gesprochen haben. Die polnische Frage würde also gegebenenfalls so gelöst, daß die sechs nichtständigen Mitglieder — zu den genannten gehören noch Rumänien, Spanien und Brasilien — sich schon diesen Frühling, statt erst nach Ablauf der Amtsdauer im Herbst, einer Wiederwahl unterzögen, wobei Polens Wünschen auf Kosten der sich anbietenden Tschechoslowakei Rechnung getragen würde. Bei dieser Gelegenheit würde Schweden wohl sein Mandat an einen andern nordischen Staat, an Norwegen, Holland oder Finnland, weitergeben müssen.

Dies ist vorläufig bloß die in den Vordergrund gestellte eine Lösungsmöglichkeit. Es stehen ihr unsichtbare Hemmungen entgegen. Man wird kaum fehl gehen, wenn man diese bei den Italienern sucht. Mussolini und die Fascisten sind bekanntlich keine begeisterten Anhänger des Locarno-Paktes und des Völkerbundes. Nach der Meinung der italienischen Presse würde Europa bei einem Zusammenbruch der Politik von Locarno und Genf nicht viel verlieren. Mussolini ist in den letzten Tagen außenpolitisch außerordentlich rege gewesen; er hielt Zusammenkünfte mit Nintschitsch, dem jugoslawischen Außenminister, der von Rom nach Paris weiterfuhr, um mit Briand zu verhandeln; dann fuhr der griechische Außenminister Rufos nach Rom und besprach sich mit dem Duce; und schließlich bekommt auch der österreichische Außenminister Dr. Ramek das Romfieber und das Bedürfnis, mit Mussolini zu konferieren. Zwischen Italien und Jugoslawien besteht schon ein zweijähriges Freundschaftsbündnis, eine Schöpfung Mussolinis. Eben hat das Königspaar in Belgrad eine Visitenansage nach Rom gesandt. Die Griechen scheinen in Rom Zusagen erhalten zu haben, die einem italienischen Protektorate gleichkommen; Pangolos erhält sofort 100,000 Gewehre und langfristige Kredite für Waffen- und Schiffsbestellungen in Italien. Der große Diktator nimmt den kleinen unter seine Fittiche. Das fascistische System stabilisiert sich in Südeuropa. Mussolini erweist sich als überragender Politiker; denn gleichzeitig macht er sich zum Freunde Frankreichs, der Kleinen Entente und sogar des vor wenig Wochen noch so schnöd behandelten Oesterreichs.

Völkerbundstagung in Genf.
Graf Bethlen, der Führer der ungarischen Delegation vor seinem Hotel.

Während in Genf der Locarnowagen festgefahren sitzt, hat Mussolini einen neuen süd- und mitteleuropäischen Locarno-Pakt vorbereitet. Das Wie und Warum tritt noch nicht klar zutage. Frankreich, die Tschechoslowakei, Jugoslawien, Oesterreich und — Deutschland scheinen daran interessiert zu sein; England wird diesmal nicht genannt. Sicher ist, daß die deutsch-österreichische Anschlußfrage zur Behandlung kommen wird. Will Mussolini auf diesem Umwege Locarno und Genf aus der Welt schaffen? Will er sich zum Führer der europäischen Politik aufschwingen und die europäische Zerfahrenheit dazu ausnützen, sein Imperium aufzubauen?

Frankreich hat in den letzten Tagen in erschreckender Weise seine Schwäche offenbart. Sein politisches Leben krankt augenscheinlich an demokratischer Hypertropie. Briand hat in aller Eile ein neues, sein neuntes Kabinett zusammengestellt. Er hat den Finanzminister Doumer aus nicht erkennbaren Gründen ausgeschifft und durch Raoul Péret, einen Parteigenossen und Freund Doumers, ersetzt. Drei andere Minister, treue Kartellanhänger, sind mitgeflogen. Die Ersatzmänner geben keine Garantien für eine neue solide Regierungsmehrheit; Briand wird sich auch fernerhin nur auf seine Kunst des Lavierens zwischen den Klippen der Parteimeinungen hindurch verlassen können. Das Kartell ist kaum mehr zu retten. Das französische Parlament ist ein Debatierklub geworden, in dem ein Dutzend Gruppen aneinander vorbeireden, den Blick von der Hauptsache ab-, und den egoistischen Nebeninteressen ihrer Wähler zugewendet.

Und dabei wachsen täglich die Schwierigkeiten der Regierung: die Kriege in Marokko und in Syrien fordern neue Opfer und Anstrengungen; im Mai werden neue drei Milliarden Schatzscheine fällig; die Morgan-Manövriermasse der Banque de France soll schon bald aufgebraucht sein. Die Ratlosigkeit des Parlaments und der Regierung erhält ihre Beurteilung in den neuesten Gemeinderatswahlen in Paris. Die Kandidaten des Nationalen Blocks bringen es auf 47,000 Stimmen, die Kommunisten erhalten 38,000, die Unifizierten Sozialisten bloß 15,000, die Kandidaten der radikalen und sozialistischen Union machen 11,500 Stimmen. Die kommunistische Bewegung beherrscht bereis die Vorstädte von Paris.

Man braucht nicht so pessimistisch zu sein. Aber auf alle Fälle hat die Demokratie durch die wirtschaftlichen Erscheinungen der Nachkriegszeit an Ansehen verloren. Sie stand der Macht der Kapitalisten auf der ganzen Linie wehrlos gegenüber. In Deutschland war unter dem Regime des Sozialisten Ebert die Inflation mit der Stinnes-Diktatur möglich. Der englische Arbeiterpremier Macdonald baute Panzerschiffe, um die Arbeitslosigkeit zu mildern. Die französische Demokratie bringt kein wirksames und gerechtes Steuergesetz zustande, weil das Kapital dazu seine Mithilfe verweigert. Man braucht sich nicht zu wundern, wenn auch friedliebende Menschen sich nach einer starken Hand sehnen und dem Parlamentarismus einen unrühmlichen Abschied geben möchten.

Die Pessimisten haben diesmal recht bekommen: die Verhandlungen in Genf um die Ratserweiterung und die Aufnahme Deutschlands sind gescheitert, die Versammlung wurde auf den September vertagt. Am Dienstag abend kam die Kunde von der unnachgiebigen Haltung Brasiliens, die weitere Besprechungen zwecklos machten. Aber es blieb noch ein Hoffnungsstrahl übrig: Mello Franco, der Führer der brasilischen Delegation, versprach, neue Instruktionen von seiner Regierung einzuholen; am Mittwoch morgen wollte die Versammlung den letzten Bescheid Brasiliens entgegennehmen. Der Beginn der Sitzung war um 10 Uhr angesagt; um halb 11 Uhr erschien der Präsident da Costa im Saal, gefolgt von der brasilianischen Delegation. Mello Franco verlas sogleich die Erklärung, daß seine Regierung von ihrer Haltung nicht abgehen könne. Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund sei keine bloße Angelegenheit der Rheinpaktsmächte, sondern gehe die ganze Welt an und Brasilien werde sein Veto gegen Deutschlands Eintritt einlegen, wenn es nicht gleichzeitig einen Sitz im Völkerbundsrat erhalte. Diese Erklärung wurde mit kühler Zurückhaltung angenommen; vereinzelt klatschten die Italiener, einige Südamerikaner und Chinesen Beifall. Noch sprachen Chamberlain und Briand, letzterer versöhnlich und bewegt, öfters von lautem Beifall begleitet. „Ich bin ein unverbesserlicher Optimist", rief er aus. „Die Stärke des Völkerbundes ist zu groß und sein Ziel liegt zu hoch, als daß er nicht auch dieser Schwierigkeiten Herr würde." Nach lebhafter Diskussion, in der auch der schweizerische Vertreter Motta gute Worte sprach, schloß um halb 1 Uhr da Costa die Sitzung und Session.